

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Surinam

vom 18. Oktober bis 30. November 2005

Gesichter Surinams

In einem Winkel Südamerikas wohnt die ganze Welt

Von Annika Fischer

Surinam, vom 18. Oktober bis 30. November 2005



Inhalt

| | |
|---|-----|
| 1. Zur Person | 88 |
| 2. Jeder ein Fremder, alle Surinamer – „wan pipel“: ein Volk? | 88 |
| 3. Billige Arbeiter – reiche Kultur: zur Geschichte | 90 |
| 4. Unter uns: die Hindustaner | 94 |
| 5. Keine Angst vorm schwarzen Mann: die Kreolen | 95 |
| 6. Alles, was die Welt zu bieten hat | 98 |
| 7. Die „echten“ Surinamer: die Indianer | 99 |
| 8. Freiheit und Feiertag für alle | 101 |
| 9. Arm und schön: die Javaner | 103 |
| 10. Arm und arm ist nicht dasselbe | 104 |
| 11. Bitte lächeln: die Chinesen | 105 |
| 12. Die Mischung macht's – oder nicht? | 107 |
| 13. Alle fremd, jeder ein Surinamer | 110 |

1. Zur Person

Annika Fischer, Jahrgang 1971, studierte Publizistikwissenschaft, Romanistik und Politologie in Münster, volontierte nach dem Examen bei der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) in Essen und ist dort seit Sommer 2001 als Reporterin tätig. Nach verschiedenen Redaktions-Hospitanzen im In- und Ausland wurde bei einem Stipendien-Aufenthalt in den Niederlanden im Jahr 2004 ihr Interesse für dessen ehemalige Kolonien geweckt und damit die Reiselust nach Surinam – das frühere Niederländisch-Guyana – entfacht.

2. Jeder ein Fremder, alle Surinamer – „wan pipel“: ein Volk?

Wer auf der Welt kennt schon Surinam? Dabei ist in Surinam die ganze Welt.

Aus allen Ecken der Erde zogen die Menschen im letzten halben Jahrtausend in das fruchtbare Land an der „wilden“ Nordküste Südamerikas, und womöglich nirgends sonst haben sich die Kulturen so vermischt wie hier. Ein Wort legt sich da sogleich auf die Zunge, es heißt „Schmelztiegel“; und von „Eintopf“ spricht ja auch die Bevölkerung selbst. Von „Moksi“ in ihrer eigenen Mundart, einem Von-Allem-Etwas, das man ebenfalls essen kann. Nur muss das noch nicht schmecken: Denn in der Sprache der eben erst abgereisten niederländischen Kolonialherren ist so ein Eintopf ein „Stamppot“ – und das sagt viel über Lust und Last dieses Zusammen-Lebens. Über das Miteinander von Menschen, die zwar alle Surinamer sind. Obwohl es den Surinamer gar nicht gibt.

Die Stimme der Frau auf dem Podium kippt, sie schreit zu viel und schon zu lange an diesem Tag: „In Worten sind wir Surinamer“, klingt es hinter dem blumengeschmückten Mikrophon, „aber in Taten sind wir Neger, Javaner, Hindustaner, Indianer!“¹ Die Frau hat eine Botschaft, aber kaum jemand hört zu: „Wir müssen ein Volk werden, das darf kein Märchen bleiben!“ Und es folgt aus krächzendem Hals ein Gedicht: „Ik zou jullie willen binden tot een volk“ – „Ich würde Euch verbinden wollen zu einem Volk.“

¹ Die begriffliche Zuordnung der verschiedenen Bevölkerungsgruppen soll im Folgenden aus dem surinamischen Niederländisch übernommen werden. Danach wird unterschieden nach stadcreolen, „Stadtkreolen“, den dunkelhäutigen Bewohnern der Städte mit durch ethnische Durchmischung unterschiedlich dunkler Hauttönung, den Nachfahren freigelassener oder freigekaufter Sklaven, auch stadneger genannt. Der in Europa als politisch unkorrekt geltende Begriff des „Negers“ wird von den Surinamern selbst zur vorurteilsfreien Bezeichnung der Schwarzen gebraucht. Im Inland leben die boslandcreolen, auch bosneger oder marrons genannt, Nachkommen der weggelaufenen Sklaven, die bis heute ein Stück westafrikanischer Kultur im südamerikanischen Urwald bewahrt haben. Unter hindostanen, den „Hindustanern“ versteht man die Nachfahren der Einwanderer aus den britisch- sowie niederländisch-indischen Kolonien, mit dem Wort javanen, „Javaner“, werden die Nachkommen der Plantagenarbeiter aus Niederländisch-Indien zusammengefasst. Alle Begriffe sollen, obwohl im Deutschen nicht gebräuchlich, zur klareren Zuordnung hier ebenfalls gebraucht werden.

Ich würde wollen? Was ist da noch zu wollen: Surinam feiert heute, und es feiert „in Eintracht und Harmonie“. So steht es auf den Fahnen und Transparenten, die die Hauptstadt schmücken schon lange vor diesem 25. November: Unabhängigkeitstag. So steht es auf den Telefonkarten, die die Kommunikationsgesellschaft eigens druckte, dazu ein Foto mit den Gesichtern der Kontinente. Auf dem Unabhängigkeitsplatz vor dem Präsidentenpalast in Paramaribo wiegen tiefschwarze Frauen zur Musik des „Prodowaka“, der Parade der Kulturen, ihre Hinterteile, in bunte Schnüre gekleidete Indianerinnen den Busen und Libanesinnen in Seide den Bauch. „Lang lebe Surinam!“, schallt es aus Lautsprechern, ein paar weiße Touristen fotografieren, und der Kinderchor singt ein Lied: „So viele Menschen, so viele Hautfarben – aber nur ein Volk!“

Ein Volk?

Der Entwicklungsprozess, schreibt der ehemalige Surinam-Korrespondent Armand Snijders, stagniert auch durch die immer wieder aufbrechenden ethnischen Gegensätze. Indianer, Hindustaner, Kreolen, Javaner, Chinesen und Europäer fahren alle soviel wie möglich ihren eigenen Kurs und halten sich fest an ihrer vertrauten Kultur. Solange die Bevölkerungsgruppen sich nicht wirklich als Surinamer fühlen, werden sie miteinander nie eine Nation bilden.

In den Niederlanden, bis 1975 „Mutterland“ des damaligen Niederländisch-Guyana, ist seit den Herbstwochen des Jahres 2004 die Diskussion über die multikulturelle Gesellschaft voll entbrannt. Debattiert wird über den Umgang mit Immigration und Integration, über die Frage, ob der Traum von einer Bereicherung durch Einwanderer nicht eher der Alptraum einer Schwächung ist. Viele der zugewanderten Bürger, um die es in dieser Debatte geht, kommen aus Surinam. Aber gerade dieses Surinam, das wirtschaftlich noch immer an der Hand des früheren Kolonialherren geht, ist scheinbar ein Beispiel für einen friedlichen Vielvölkerstaat. Nach Angaben des Niederländischen Tropeninstituts verfügt kein Land der Welt über Einwohner so vielfältigen Ursprungs: indianische Ureinwohner, die Nachkommen schwarzafrikanischer Sklaven, Inder, Indonesier, Brasilianer, Chinesen, Libanesen und Europäer. „Die kleinen Vereinten Nationen“, nennen die Surinamer selbst ihr Land gern und behaupten, in ihrem Winkel der Welt fühle sich jeder Mensch am wenigsten isoliert.

Ein Vorbild?

Oder in Wirklichkeit nur ein mühsames Nebeneinanderher – statt Zusammenleben?

3. Billige Arbeiter – reiche Kultur: zur Geschichte

Surinam, das als eigener Staat erst seit 1975 besteht, könnte Lösungen anbieten für das Rätsel: Wie funktioniert eigentlich Integration? Und ist diese Integration eine – die! – Stärke dieses kleinen Landes oder gerade seine Schwäche?

Seit dem ausklingenden Mittelalter wechselten sich Engländer und Niederländer als Kolonialherren an der „Wilden Küste“ ab. Sie ließen sich nieder an der Nord-Ost-Küste Südamerikas, eingezwängt auf 163.000 Quadratkilometern zwischen Guyana und Französisch-Guyana, dem Atlantischen Ozean und den Urwäldern des Amazonas, begrenzt im Süden vom großen Nachbarn Brasilien. Nach mehreren Kriegen schlossen sie im März 1667 den Frieden von Breda: Surinam kam endgültig in die Hände der Niederländer, die im Tausch dafür Nieuw-Amsterdam hergaben – das heutige New York. Das Ende der Kolonie „Niederländisch-Guyana“ besiegelte Königin Juliana erst Mitte der 70er Jahre, der Unabhängigkeitstag jährte sich im November 2005 zum 30. Mal.

„Wie wir hier auch zusammen kamen“, so beginnt die surinamische Nationalhymne. Den Reichtum an Kulturen verdankt das Land seinem Reichtum an Rohstoffen – und der Fruchtbarkeit unter tropischer Sonne. Die Europäer machten sich vor allem letztere zu Nutze: Sie legten Plantagen entlang der breiten Flüsse, die sich, wie kleinere Brüder des Amazonas, durch den dichten Regenwald ziehen. Mit Zuckerrohr und Zitrusfrüchten machten sie das große Geld. Auf alten Karten ist noch zu sehen: Kaum ein Meter an der Oberläufen der Ströme war nicht kultiviert und bebaut, „Welgelegen“ hießen die Ansiedelungen, „Vredenburg“ oder „Nieuw Amsterdam“; in der Hochzeit der Zuckerindustrie wurden 450 Farmen gezählt.

Die Arbeitskräfte holten sich die reichen Pflanzer zunächst aus West-Afrika. Auf engen Sklavenschiffen wurden Tausende gegen ihren Willen und unter menschenunwürdigen Bedingungen in die Karibik verschleppt, viele überlebten die Überfahrt nicht. Die Bedingungen, unter denen die, die überlebten, weiterlebten, sorgten dafür, dass die Reise nach Surinam als besonderes Unglück galt. Als 1863 endlich auch die Holländer die Sklaverei abschafften und viele der neuen Freien jede weitere Arbeit für ihre alten Herren verweigerten, brauchte die Landwirtschaft dringend neue, billige Arbeitskräfte: So wurden zunächst Chinesen ins Land geholt, später folgten ganze Familien aus den Ländern Britisch-Indiens dem Lockruf der Farmer, mit dem auslaufenden 19. Jahrhundert Zigtausende Arbeiter aus Java (Niederländisch-Indien). Sie alle folgten vollmundigen Versprechen, sie kamen in der Erwartung des großen Geldes und einer baldigen Rückpassage in die Heimat. Doch waren sie nichts als billige Vertragsarbeiter, und die Schiffe, die sie heimbringen sollten, gab es nicht. So siedelten sie sich dauerhaft an,

in konzentrischen Kreisen um das Zentrum der Hauptstadt Paramaribo, je später ihre Ankunft, desto weiter außerhalb ihre fast monoethnischen Wohnviertel. Unter ihnen ließen sich in der Folge chinesische und auch libanesische Händler nieder, die hier auf eine gut situierte Zukunft hofften, immerhin waren die Kolonialisten als reiche Lebeleute bekannt.

Doch genau dieses protzige Leben wurde bald zu teuer. Die Kosten für die Zuckerproduktion stiegen, auf dem Weltmarkt sank die Nachfrage, zu lange lebten viele Plantagen-Eigner auf Pump. Das Wirtschaftssystem wankte, und spätestens im 20. Jahrhundert erlebte Surinam den endgültigen Verfall seiner Plantagenkultur. Die Blütezeit des Landes war am Ende, die Zuckerindustrie starb – doch die Menschen aus aller Herren Länder blieben. Und kämpften fortan um ihre Kultur: die eigene, das Beste der anderen oder die einzige, die alle zu binden vermochte – die niederländische.

Heute sind sie alle auf der Straße, sie kommen aus ganz Paramaribo, sie reisten in diesen buntbeklebten schiefen und schnaufenden Kleinbussen aus Nickerie an der Grenze zu Guyana an, das einmal britisch war, und aus Albina an der Grenze zu Französisch-Guyana, das bis heute französisch ist. Sie kamen in hölzernen Booten, gebogen aus ausgehöhlten Baumstämmen, aus den Dörfern entlang der Flüsse; die Schwarzen aus dem tiefen Osten und Süden, wo es nichts gibt außer dem immer gleichen Regenwald, der das Land zu 90 Prozent bedeckt; diese Menschen vom Rande der Gesellschaft, die sie Marrons nennen oder „Bosneger“: „Waldneger“. Es reisten die Indianer an aus der Savanne gleich südlich der Hauptstadt oder von den Ufern des Tapahony und des Marowijne, tief aus dem Landesinnern oder von dort, wo das Land hinter dichtem Dschungel an den atlantischen Ozean stößt. Sie mögen alle unterschiedliche Hautfarben tragen, aber darüber einheitlich die Landesfarben: rot, gelb, grün, weiß. Sie tanzen unterschiedliche Tänze, aber sie tanzen zusammen auf denselben Straßen und Plätzen. Sie trinken Parbo-Bier, das eigene aus den Literflaschen, und essen indonesisches Bami aus Plastikschalen, garniert mit Satéspeisen und Erdnuss-Soße – die surinamische Bratwurst. Sie strömen in eine Kunstaussstellung, die das Motto „Zusammengehörigkeit“ trägt, sie singen gemeinsame Lieder. Sie sprechen untereinander ihre eigenen Sprachen, aber miteinander Niederländisch oder einen einheimischen Slang, das „Sranan Tongo (Surinam-Zunge)“, auch „takitaki“ oder „negerengels, Negerenglisch“ genannt, gewachsen aus der alten, geheimen Kontaktsprache der Sklaven. Das ist sie wohl, die vielgerühmte „eenheid in verscheidenheid“, die Einheit in der Unterschiedlichkeit. „30 Jahre“ haben sie auf die Stoffe ihrer Kleider gedruckt, 30 Jahre ist Surinam unabhängig, so lange sind die niederländischen Kolonialherren fort (und um das zu feiern, haben sie sie diesmal zum ersten Mal wieder eingeladen).

In jener Zeit entwickelte sich in der Hauptstadt eine bürgerliche Oberschicht aus vor allem hellerhäutigen Nachkommen der Pflanzler, eine kreolische Elite mit einem gewissen Überlegenheitsgefühl gegenüber den Indianern und den dunklerhäutigen Nachfahren weggelaufener Sklaven, die im Binnenland ein einfaches (Über-)Leben führen. Als 1954 das Mutterland für Surinam ein Autonomiegesetz erließ, gründeten die Volksgruppen in der Stadt sofort eigene Parteien. (Noch bei den Wahlen 2000 stellten sich 23 zur Wahl, jede ethnische Strömung war vertreten – und um des lieben Friedens willen bekommt noch immer fast jede einen eigenen Sessel im Kabinett, um ihre Gefolgschaft zu versorgen.) Die Entlassung in die Selbstständigkeit 1975 hinterließ das Land zwar wirtschaftlich zunächst stabil, politisch aber zerstritten – Tausende verließen Südamerika und entschieden sich, ihren niederländischen Pass zu behalten.

Gut 490.000 Einwohner leben heute noch im Land, davon die Hälfte in der Hauptstadt Paramaribo. Über 200.000 weitere Surinamer zog es ins Ausland. Viele sehen sich bis heute als Bürger Surinams – aber in der alten Heimat keine Zukunft mehr. Denn von der einst blühenden Plantagen-Industrie ist nichts geblieben außer ein paar restaurierter Farmhäuser, in denen die wenigen Touristen absteigen und frisch gepressten Saft bestellen und einer kleinen Kaffeeplantage, die ebenfalls nur von der Neugier der Ausländer lebt. Der Rest: verfallen. Die letzte Zuckerfabrik in Staatseigentum fiel nach jahrelanger Misswirtschaft kürzlich in durchaus malerische Trümmer; die Natur hat sich das Land zurückgeholt.

Die prallen Goldadern im Landesinnern werden von illegalen Goldsuchern geplündert; im Schutze der Nacht streifen sie durch den Wald und schaffen bis zu 80 Prozent des glänzenden Reichtums unbemerkt über die Grenzen. Es heißt, sie seien nicht dingfest zu machen, ebenso wenig wie die Hunderte, die im Dickicht des Regenwaldes ganze Drogenfabriken unterhalten und von dort den Stoff per Lkw und Schiff außer Landes schaffen. Dabei gibt es auch professionelle Firmen, meist aus Brasilien, die an den Flussufern ganz offen und für jeden sichtbar ihre Goldwäschereien betreiben, und ganze Dörfer, die vom Drogenhandel leben. Aber niemand greift ein: Staatliche Sicherheitsinstanzen fehlen oder sind überlastet, überdies gilt es als gegeben, dass ganze Politiker-Dynastien an den Geschäften mit Gold und Kokain mitverdienen. Das einst reiche Vorkommen an Bauxit, das den Industrieländern als Rohstoff für Aluminium dient und die wenigen Straßen von der Hauptstadt ins Landesinnere rot färbt, ist bald erschöpft und wird bis dahin von einem Unternehmen aus den Vereinigten Staaten abgebaut. Hier immerhin gibt es noch Arbeitsplätze für die heimische Bevölkerung. Die Rechte an den unlängst entdeckten Ölfeldern vor der Küste verkaufte die Regierung an Kanada – und unterschrieb einen Vertrag, der dem Staat eine Ertragsbeteiligung von nicht einmal fünf Prozent zu-

gesteht. Und der Tourismus? Steckt noch in den Kinderschuhen. Bislang und trotz finanzieller Unterstützung aus europäischen Fonds zur Entwicklungshilfe besichtigen fast ausschließlich Niederländer ihre ehemalige Kolonie, und die bleiben allenfalls zehn Tage, bevor sie sich in der Karibik wieder davon erholen. Für Reisende aus dem Rest der Welt ist das Land mit seinen unendlichen Waldgebieten und dem zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärten historischen Stadtzentrum Paramaribos ein weißer Fleck auf dem Globus.

Das unabhängige Surinam also erlebte einen Fehlstart und ist bis heute nicht wieder auf die Beine gekommen. Machthunger und Fälle von Wahlbetrug führten zu Volksaufständen, einem Militärputsch und in der Folge zu den „Dezembermorden“, die das Land in den 80er Jahren in den Bürgerkrieg führten und bis heute schmerzende Wunden hinterließen. Die Niederlande drehten damals finanziell den Hahn zu, die „Verdragsmiddelen“, festgelegte Entwicklungsgelder, wurden jahrelang eingefroren. Zugleich verlor das Bauxit auf dem Weltmarkt an Wert.

Zwar kam mit den Wahlen von 1991 der Demokratisierungsprozess wieder in Gang. Doch der Fortschritt ist in Surinam ein schleppender Schritt. Noch immer haben die alten Machthaber ihre Seilschaften, und der mutmaßliche Drahtzieher der Dezembermorde, bis heute nicht verurteilt, nicht einmal angeklagt, eroberte bei den letzten Wahlen vor allem unter der Landbevölkerung Stimmen und damit erneut einen Platz im Parlament. Das macht die Beziehungen zur den Niederlanden nicht leichter; das frühere Mutterland tut sich mit der Unterstützung der einstigen Kolonie nach wie vor schwer – und die Staatskasse Surinams ist leer. Jahre ökonomischer Misswirtschaft und Korruption haben das Land nach Einschätzung des Niederländischen Tropeninstituts inzwischen zu einem der ärmsten Südamerikas gemacht, und keiner Regierung gelang es bisher, die Strukturprobleme wirklich anzupacken. Lag das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Surinamers 1980 noch bei über 3.000 Dollar, wurde es 1999 mit kaum noch 760 Dollar angegeben; 70 Prozent, sagen Schätzungen, leben unter der Armutsgrenze. „Gut verdienen“ könnten in diesem Land allein die Beamten – aber sie sind viel zu viele: Um ihre Seilschaften zu versorgen, schufen die führenden politischen Köpfe über Jahrzehnte einen übergewichtigen Beamtenapparat, dessen Mitglieder nicht einmal mehr Arbeitsplätze haben und die folglich gar nicht erst zur Arbeit kommen; die keiner mehr zählen und schon gar nicht mehr bezahlen kann. Auch die Selbstversorgung hat das Land verlernt: Trotz seiner fruchtbaren Böden wird kaum mehr selbst angebaut in Surinam, selbst Reis, Zucker und Zitrusfrüchte werden im einstigen Königreich des Zuckers inzwischen importiert. Die Armut hat Auswirkungen auf Gesundheitsversorgung und Bildung – aber auch auf die Kriminalität: Der Drogenhandel zwischen Surinam und den Niederlanden blüht.

4. Unter uns: die Hindustaner

In der ersten Etage des Marktes von Paramaribo, wo über der Fleischerhalle beinahe kein Licht mehr ins Gebäude fällt, verkaufen die Hindustaner Textilien. Fast alle Kleiderläden in der Stadt gehören ihnen, aber hier ist die Ware am billigsten. Markenshirts vor allem, alles gefälscht, aber günstig, und man darf noch handeln. Über den Preis für das Fußballtrikot der brasilianischen Nationalmannschaft will der Händler trotzdem nicht mehr reden: „Die Chinesen unten auf der Straße, ja, die verkaufen dir das Ding für 20², aber das hier ist brasilianische Ware.“ So böse auf die Chinesen? Während draußen die Leute ihren Unabhängigkeitstag feiern, sich selbst und dass sie ein Volk sind? „Und was hat das Land davon? Wir sind reich, eigentlich, wir haben doch alles. Aber wir merken nichts davon. Zusammenleben, ja...“ Der Mann zuckt die Schultern. „Aber gegen die Kreolen darfst du dann nichts sagen. Obwohl – na ja. Umgekehrt geht das natürlich auch nicht.“

Es war der 5. Juni 1873, als das erste Segelschiff mit 400 Immigranten aus Britisch-Indien an der Küste Surinams anlegte; bis 1916 folgten weitere 63 Boote, mit 30.000 Menschen an Bord, die meisten aus Uttar-Pradesh, aus der Ganges-Ebene. Ein Denkmal am damaligen Ankerplatz trägt die niederländische Aufschrift: „Waar het mij goed gaat is mijn vaderland – Wo es mir gut geht, ist mein Vaterland.“ Dieses Land, in dem es den ersten Vertragsarbeitern nicht immer gut ging, zählt heute 135.000 Bürger indischer Abstammung, sie bilden die größte ethnische Einheit, ein knappes Viertel der Bevölkerung. Ungefähr ein Fünftel ist muslimischen Glaubens, die meisten anderen sind Hindus. Davon abgeleitet und von „hindustan“, dem Hindi-Wort für Indien, bekamen die Surinamer indischer Abstammung ihren Namen, „Hindustaner“. Die Hindustaner in Paramaribo und Nieuw Nickerie haben den Ruf, sparsam und fleißig zu sein.

Sie sind die größte Bevölkerungsgruppe und haben sich im letzten halben Jahrhundert wichtige Schlüsselpositionen der politischen Elite erkämpft. Trotzdem gelten sie als zurückhaltende Mitglieder der Gesellschaft, die lange Zeit die westlichen Lebensformen ablehnten, ihre Kultur und Tradition als Volk im Volk pflegen und am liebsten unter sich bleiben. Ihre Voodoo-ähnlichen Rituale sind allgemein bekannt und doch tabu. Junge Mädchen als Bräute zu verkaufen, ist bei den Hindustanern nicht ungebräuchlich. Statistiken zufolge herrscht unter den jungen Inderinnen Surinams eine der höchsten Selbstmordraten der Welt; viele stürzen sich aus unerfüllter Liebe

² Landeswährung ist der Suriname-Dollar (SRD); 10 SRD entsprechen etwa 2,9 Euro (EUR)

von den Brücken: Denn seine Tochter einem schwarzen Jungen zu geben, gilt unter den indischen Familien des Landes als Schande.

Aber was heißt schon „schwarz“ in Surinam?

5. Keine Angst vorm schwarzen Mann: die Kreolen

„In Surinam“, sagt die Schriftstellerin Cynthia McLeod, „ist ein Neger nur ein Neger, wenn er wirklich zu 100 Prozent Neger ist.“ Schwarz und Weiß nämlich, das gibt den klassischen Mulatten, sagt Cynthia auf ihrem Boot, mit dem sie Touristen zu den verfallenen, überwucherten Plantagen bringt, und bis dahin können ihre Gäste ihr noch folgen. Aber dann ist das Kind eines Mulatten und einer Schwarzen ein „Karboneger“, und wenn der eine Mulattin heiratet, gibt es den „Sambo“. Nimmt der Mulatte hingegen eine Weiße, werden „Mesties“ geboren, die mit weiteren Weißen wiederum „Casties“ zeugen. Noch mal Weiß gefällig: macht „Poestis“. Das zeige, sagt Cynthia und lacht ein wenig spöttisch über die entstandene Verwirrung, „dass die Menschen verschiedener Farben ganz normal miteinander umgehen“.

In ihren Büchern hat sie beschrieben, wie mühsam das oft war. Cynthia McLeod, Tochter eines ehemaligen surinamischen Staatspräsidenten, hat eine Reihe von Bestsellern verfasst über das Volk der Völker. Sie vertiefte sich bis auf den Grund in die Geschichte ihrer Heimat und schrieb in mehreren Romanen alles auf: wie die Völker einwanderten und sesshaft wurden und sich miteinander mischten, jede Geschichte eine Familiensaga. „Guck mal an“, lässt sie in ihrem Erstling „Hoe duur was de suiker (Wie teuer war der Zucker)?“ den Abgesandten einer Amsterdamer Bank sagen: „Ich hätte nicht gedacht, in diesem fernen Surinam so etwas Liberales vorzufinden wie gemischte Ehen.“ Die Szene datiert aus dem Jahr 1765. Also doch: Alles kann und alles darf? Nun – Cynthia McLeod hebt warnend den Zeigefinger: „Eine Frau heiratet niemals einen dunkleren Mann, das ist ein ungeschriebenes Gesetz.“ Es gibt auch eins, in dem (nicht) steht, Ehen zwischen Stadt- und Boslandkreolen seien nicht erwünscht.

Das politisch angestrengt korrekte Europa würde aufschreien, aber in Surinam sind manche Farbige sogar stolz auf den Namen, den sie seit Jahrhunderten tragen: „neger“. Niemand erregt sich über die Unterscheidung in „stadneger“ und „bosneger“, Stadt- und Waldneger, wohl aber darüber, dass diese Unterscheidung zuweilen vergessen wird. Denn Schwarz ist nicht gleich Schwarz in Surinam. Die Boslandkreolen oder Marrons, deren Zahl sich in den letzten drei Jahrzehnten auf 72.000 verdoppelte, sind Nachkommen der weggelaufenen Sklaven, die im 17. bis 19. Jahrhundert von den Farmen ihrer Eigentümer flohen und aus der Sicherheit

des Dschungels einen zum Teil blutigen Partisanenkampf gegen die weißen Herren führten. Während des Bürgerkriegs in den 80er Jahren flüchteten sie ein zweites Mal, zu Tausenden in die Stadt oder ins angrenzende Französisch-Guyana, die meisten aber blieben bis heute in der Vertrautheit ihrer traditionellen Dörfer entlang der Flüsse. Sie ernähren sich von Fischfang, Jagd und dem Ertrag winziger „kostgrondjes“, ein paar Quadratmetern gerodeten Urwalds, nicht einmal so groß wie ein europäischer Kleingarten, wo einheimische Nutzpflanzen unkultiviert aus dem Boden sprießen. Sie verehren ihre Vorfäter und gehorchen ihrem „granman“ und seinen Helfern, den „kapiteins“. Die Boslandkreolen machen knapp zehn Prozent der Gesamtbevölkerung aus, haben ein mühsames und größtenteils autarkes Auskommen und ihre eigenen Gesetze: So ist es etwa gang und gäbe für die Männer, mehrere Familien in mehreren Dörfern zu haben – die „surinamische Ehe“. Durch die Abgeschiedenheit, in der diese zumeist tiefschwarzen Menschen bis heute leben, hat sich im Herzen Surinams die westafrikanische Kultur besser erhalten als in Westafrika selbst: Ethnologen haben dieses Phänomen in den letzten Jahren zunehmend für ihre Forschungen entdeckt.

Die Stadtkreolen hingegen stammen von den Sklaven ab, die nach ihrer Befreiung 1863 in Paramaribo ein neues bürgerliches Leben aufbauten. In den Jahrhunderten hat sich ihr Blut vermischt mit vor allem dem der weißen Bevölkerung. „Rote Neger“ nennt man die Mulatten. Die Stadtkreolen bilden mit 87.000 die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe in Surinam; es gibt eine gehobene Schicht, die Zugang hat zu Arbeit, Gesundheitsversorgung und den Schalthebeln der Macht, aber auch eine große sozial schwache Schicht in den heruntergekommenen Stadtvierteln, von der es heißt, sie sei nach den Epochen der Versklavung nicht mehr bereit zu arbeiten und grundsätzlich benachteiligt. Doch Arm und Reich haben eines gemein: Eine Mehrheit fühlt sich der Waldbevölkerung überlegen, hält jene für faul und kriminell.

Danach müsste man Isaak mal fragen.

Isaak ist 59, er gehört zum Stamm der Ankaner und fährt schon sein Leben lang auf dem Marowijne Rivier, mit diesen langen schmalen Holzbooten, die sie Corjal nennen und für die sie Baumstämme aushöhlen und dehnen. „Die in der Stadt“, sagt Isaak, „tun nichts für uns. Guck dich doch um: kein Licht, kein Laden, jeder muss hier für sich selbst sorgen.“ Nur im Wahlkampf, sagt er, kommen sie und versprechen vieles, und dann kommt vielleicht wirklich ein Generator wie neulich nach Drietabbetje, aber dann vergessen sie den Diesel oder haben kein Geld mehr dafür. „Die reden nur, aber sie machen nichts. Wir fühlen uns vernachlässigt.“ Aber darauf sind sie doch immer stolz gewesen, auf ihre Selbstständigkeit? Da richtet sich Isaak auf, der Stolz ist in diesem Moment Isaak persönlich: „Die Stadtkreolen halten

sich für was Besseres, aber das ist nicht so! Wir sind hier nicht die Kleinsten, und wir schämen uns nicht!“

Unten am Fluss bauen sie jetzt einen Staudamm, die Arbeiter sind Männer aus dem Dorf am Ufer, aber dreimal in der Woche fliegt aus der Stadt ein Aufseher ein, sagt Isaak: „Das Geld sollen sie lieber den Menschen geben.“ Diese Mentalität!, erregt sich der Alte, ohne sich eigentlich noch wirklich aufzuregen, „nur weil sie mehr sind als wir“. Aber warum gehen dann so viele in die Stadt und verlassen ihre Siedlungen? Um Geld zu verdienen, nur deshalb. Aber das sei eine Einbahnstraße. Kein Lehrer will doch in die zurückgebliebenen Ortschaften an den Oberläufen der Flüsse, wo die Kinder mit Booten zu Schulen gebracht werden, die nach dem Bürgerkrieg den Bildungsrückstand der Boslandkreolen nie mehr aufholen konnten. Und auch die Touristen aus dem eigenen Land bleiben aus: „Alle lieben das Inland, aber frag mal in Paramaribo – vielleicht fünf von hundert waren je bei uns.“ Dabei haben sie in der Stadt Probleme, „da gibt es Banditen, und du kannst nicht gut schlafen. Die Freiheit ist hier, hier fühle ich mich sicher“. Isaak braucht die Stadtkreolen nicht. „Ich fühl mich gut, weil ich Bosneger bin.“

Und die Integration? „Die Zeiten ändern sich. Wir leben alle zusammen, also sind wir wohl ein gemischtes Volk.“

Jemand zu sein in diesem buntgemischten, armen Land, ist nicht abhängig vom Einkommen. Es ist abhängig von der Herkunft. Deshalb sind Zahlen über Bevölkerungszugehörigkeiten selten verlässlich: Surinam ist das Land der „halfbloedjes en mixmaksen“, der „Halbblütchen und Mischmaschen“, und bei Volkszählungen darf jeder sich dort einordnen, wo er sich am ehesten zu Hause fühlt. Und deshalb funktioniert in Surinam kein Kennen Lernen ohne diese Frage: Und was haben Sie für Blut? Niemand würde diese Frage seltsam finden, sie wird erwartet und gehört zum Vorstellungsritual wie anderswo die Nennung des Berufs: „Dies ist meine Kollegin, sie ist Inderin, aber sie hat auch indianisches Blut.“ Eine Personenbeschreibung beginnt immer so: „Ich habe einen Freund, der ist Bosneger und verheiratet mit einer Mulattin.“ Selbst Kinder reden auf diese Weise über sich: „Ich heiße Janine. Ich bin sechs und halb hindustanisch und halb javanisch“, berichtet ein Journalist von seiner Begegnung mit einem kleinen Mädchen. „Nein“, sagte der Mann, „Du bist Surinamerin.“ Es lag ein wenig Spott in diesem Satz, aber die Kleine antwortete ganz ernsthaft: „Ich bin ganz Surinamerin, aber halb hindustanisch und halb javanisch.“

Das klingt nun so, als ob sich alles mischt. Die „Moksi“, die Gemischten, glaubt die Publizistin Jeannette van Bodegraven, die selbst lange in Surinam lebte, „sind die Surinamer der Zukunft: die alle Kulturen in sich tragen“.

6. Alles, was die Welt zu bieten hat

Cynthia McLeod steht an der Straßenecke, Telefon in der Hand, Touristen an ihrer Seite. So ist das immer: Cynthia, Straßenecke, Handy, Touristen. Surinam wäre womöglich irgendwie leer ohne dieses Bild, denn irgendwie ist Cynthia Surinam. Viel jüdisches Blut, sagt sie über sich, indianisches auch und kreolisches. Ihre Urgroßmutter saß auf dem ersten Schiff, das aus Indien in Paramaribo vor Anker ging. „Nur Chinesisch fehlt mir, aber Chinesische ist dafür mein Mann.“ Also haben die Kinder alles, außer Java, aber das liefern nun die Enkelkinder zu: von der Schwiegertochter. „Een beetje van alles wat“ – „Ein Bisschen von allem etwas“, sagt Cynthia und zuckt mit den Schultern. Aber die Menschen wollen es genau wissen, erklärt Cynthia McLeod, „deshalb fragen sie nach dem Ursprung.“ Aber das sei kein Problem. „Das ist das Schöne an Surinam.“ Je mehr Zweige der Stammbaum hat, desto spannender, desto schöner.

Aber auch desto verwirrender. Ein „Bisschen von allem“ zu sein, „was die Welt zu bieten hat“, ist ein großes Kompliment in Surinam. „Gut durchgemixt“ zu sein, bedeutet oft auch: schön zu sein. „Jeder“, schreibt der Journalist Iwan Brawe, „ist eine begehrenswerte Frucht des surinamischen Tutifrutti.“ Es ist der Betroffenen ganzer Stolz, aber kein Grund, auf Vorlieben und Vorurteile zu verzichten.

Nehmen wir Stanley Amian, Verkäufer für Autos und auch alles Andere: der Opa aus Indochina, die Mutter Hindustanerin, die väterliche Familie javanisch, aufgewachsen unter Kreolen. Stanley sagt, Surinam wäre so reich wie Taiwan, wenn die Kolonialherren nicht erst Schwarze, sondern gleich Inder ins Land geholt hätten. Nehmen wir Frank Ramada, Jurist und Reiseveranstalter: Der ist ein bisschen chinesisches, ein bisschen kreolisches, etwas jüdisches. Er hat zwei weiße Kinder mit einer Belgierin und eine Botschaft für sie: „Behauptet nie, dass ihr weiß seid, auch wenn ihr so ausseht. Die wichtigste Lektion heißt: Ich bin schwarz! Vielleicht seid ihr die besseren Schwarzen, aber ihr seid keinesfalls weiß, das gibt doch nur Ärger.“ Nehmen wir Verré, die Touristen auf Radtouren begleitet und ihre kreolischen Wurzeln nicht verleugnen kann: „Ich kann jahrelang mit meinen hindustanischen Nachbarn in vollkommener Harmonie leben. Aber wenn mein Sohn sich in ihre Tochter verliebt, ist alles vorbei.“

Nehmen wir Wibaud, den Fremdenführer, der mit der Frage nach seiner Herkunft gar nichts anfangen kann: „Ich bin halb Boslandkreole und halb Stadtkreole. Meistens sprechen mich die Leute sofort in der Landessprache Sranan Tongo an, die denken wohl, ich komme direkt aus dem Busch. Ich antworte dann auf Niederländisch. Ist das arrogant? Hey: Ich bin einfach Surinamer! Und am liebsten würde ich eine Ausländerin heiraten. Dann lernen meine Kinder noch mehr Sprachen und Kulturen.“

Oder Sirano Zalman: Der Vater von zwei Kindern ist zu einem Viertel Kreole, zu einem anderen Viertel Indianer und zur Hälfte der Nachkomme eines „boeroe’s“, eines verarmten niederländischen Bauern: weiß. Aber vor allem ist Sirano Indianer. Ein paar indianische Blutströpfchen sind es nur, doch sie fließen schwer durch seine Adern. „Mit den anderen Genen ist nichts falsch“, sagt der Künstler, der in den Niederlanden studierte und nun in der Heimat seiner Vorväter ein kleines Reisebüro aufbaut. „Aber das Indianische ist mir von allen am meisten wert.“ Es geht ihm dabei gar nicht um das Indianer-Sein, aber „um die Werte: dass sie so stolz sind und nie klagen“.

7. Die „echten“ Surinamer: die Indianer

Es gibt nicht mehr viele „Indianer“ in Surinam, nicht mehr viele Ureinwohner: „Inheemsen, Einheimische“ genannt. 18.000 ergaben letzte Schätzungen, bei Volkszählungen versteckt sich ihre Zahl unter den 32.000 der „Übrigen“. Neue, europäische Krankheiten und Kriege reduzierten ihre Zahl; Mitte des 20. Jahrhunderts drohten sie gar auszusterben. Heute zählt das Land noch sechs Stämme: die größeren, Arowakken und Karaiben, dazu noch ein paar kleinere Gruppen: Wajana, Trio, Akurio und Warao. Nicht einmal ein Viertel von ihnen lebt in der Stadt – die meisten sind in ihren Dörfern entlang der Küste und der Savanne geblieben. Ihr Einfluss ist zu vernachlässigen; in Gesellschaft und Politik spielen die „Inheemsen“ fast keine aktive Rolle. Dennoch kämpfen sie mit wachsender Kraft um die Wahrnehmung ihrer kulturellen Identität.

„Indiaantje“ haben sie Clarita in der Schule genannt, und sie fand das ganz normal. „Indiaantje“ ist kein Schimpfwort in ihren Ohren, „ich bin doch Indianerin. Und deshalb sage ich ja auch ‚Neger‘ zu den Anderen.“ Clarita sagt, die Volksgruppen wüchsen aber immer mehr zusammen, die Vorurteile gerieten in Vergessenheit. Für sie sind es die Ausländer, die die Surinamer in Schubladen stecken. Die Indianerin mit dem Blut verschiedener Stämme ist jetzt 25, sie spricht Niederländisch mit ihren Eltern und hat noch keinen Freund. Mit einem Schwarzen, sagt sie, dürfe sie aber nicht nach Hause kommen, „noch nicht“. Ihr Nachname erzählt eine andere Geschichte: Oosterwoude ist kreolisch.

Früher haben sich die verschiedenen Stämme der Indianer befehdet, doch heute halten sie zusammen in dem Versuch, ihre Kultur zu erhalten. Vieles dabei ähnelt dem autarken Leben der Boslandkreolen: die offenen Holzhütten, die Hängematten, das Geschirr aus den Schalen der Kalebassen, die „kostgrondjes“, auf denen sie ihr karges Auskommen anbauen. Es ist das Überleben im selben Dschungel, von derselben Flora und Fauna, auf

Land, das sie sich genommen haben, das ihnen aber nicht gehört. Oft leben „Inheemsen“ und „Bosneger“ tatsächlich in direkter Nachbarschaft, doch ein Austausch findet so gut wie nicht statt. Die Jungen ziehen zunehmend fort und ihre Dörfer auf diese Weise langsam leer. Zurück bleiben die Alten, singen ihre Lieder und pflücken nach Sonnenuntergang keine Früchte mehr, weil dann die Bäume schlafen. Sie sehen ihre Kinder gehen und denken daran, was die Schamanen sagen: Im Jahr 2012 wird die ganze Welt sich verändern. „In 20 Jahren“, sagt einer, der geblieben ist, „gibt es bestimmt gar keine Indianer mehr.“ Sie nennen ihn Terence, aber eigentlich heißt er „Imejurana“, Treue, und er findet, Multikulti gibt es in der Hauptstadt schon genug.

„Wir sind die echten Surinamer“, sagt der Indianer, der Fritz Rudolph heißt. „Wir sind die ersten Bewohner dieses schönen Landes, und darauf sind wir stolz.“ Fritz gehört zum Stamm der Arowakken; er lebt sein Leben lang in der Savanne und ernährt seine Kinder und Kindeskinde von den Erträgen seines „kostgrondjes“ und den Früchten der Cashew-Bäume. Er kennt die Pflanzen des Regenwaldes und ihre heilende Wirkung; er weiß, wo die Kassavefrucht wächst, aus der die Frauen das Brot backen und die Männer den scharfen Schnaps trinken. Das ist seine Kultur, und er sagt seinen Kindern das immer wieder: „Eure Kultur ist wertvoll, werft sie nicht einfach weg, lasst sie nicht verwässern!“ Aber Fritz weiß, dass es nichts nützen wird. „Was die Jungen damit machen... Sie leben längst modern, mit Schulen, Internet, und immer mehr wollen in die Stadt.“ Sie sind nur noch ein paar Familien in der Savanne südlich des Flughafens, wo einige wenige von ihnen kleine Töpfereien betreiben, und auch die Nachkommen von Fritz zieht es nach Paramaribo. Weil er das weiß und nicht verhindern kann, bringt er ihnen bei, neben der eigenen Kultur auch die der anderen zu achten: „Was uns zusammenhält in diesem Land, ist der Respekt füreinander.“ Der Indianer mit dem deutschen Namen glaubt an den Vater im Himmel und die Mutter Erde und interessiert sich dafür, was die Anderen glauben: „Ich muss ja nicht mitmachen, aber ich frage, warum tut ihr das?“ Keiner soll die Nase rümpfen über eine andere ethnische Gruppe, findet Fritz, denn letztlich seien alle eins: „Du bist Surinamer, oder Du bist es nicht.“ Das sei die Zukunft: „Die Jugend von heute ist das Volk von morgen.“

Die Entwicklungshilfe der westlichen Welt für die indianische Bevölkerung endet häufig bei der erfolgreichen Missionierung: In den letzten Jahrzehnten wurden die meisten Indianer christianisiert, sind nun offiziell katholisch oder gehören streng-christlichen Gemeinschaften wie den Pfingstlern an. Das steht im Widerstreit zum Erhalt ihrer Traditionen: Derselbe Indianer, der sonntags unter dem Blätterdach einer Holzhütte zum Christengott betet, wird im Falle einer Krankheit den „pyai“ anrufen, den Heilkundigen

des Dorfes, und seine Toten mit traditionellen Riten und dem Segen seiner heidnischen Götter zu Grabe tragen.

Jacques Majarabai in Christiaandorp hat seinen Sender an diesem Abend früh geschlossen. In den zwölf Dörfern der Kariben auf der Halbinsel Galibi zwischen Atlantikküste und Französisch-Guyana bleibt das Radio heute tot, Jacques muss zu einer Trauerfeier. Die Dorfgemeinschaft beweint ein Baby, das vor einer Woche starb; die Tradition verlangt, dass sich am achten Tag die Nachbarn zum Gedenken versammeln. Die Großmutter des Kindes singt ein einsames Klagelied, der Vater reicht Kassiri, ein alkoholisches Getränk aus der Kassave, in Schalen aus der Frucht der Kalebasse. Die Mutter des Babys sitzt unter einem Dach im Dunkeln, sie wiegt den Oberkörper vor und zurück und blickt schweigend auf die langen Reihen der Dorfbewohner, die vor ihrer Hütte leise reden. Unter ihnen ist auch der Bäcker von Christiaandorp, das so heißt, seit die Missionare da waren – er ist zugleich Priester der Pfingstgemeinde und Hüter der kleinen Ortskirche am Strand unter den Mangrovenbäumen; sie sagen, er sei ein strenger Jünger seines Herrn. Das Kind, heißt es, sei gestorben, weil die Eltern es nicht ins christliche Krankenhaus bringen wollten. Der Heilkundige des Dorfes aber konnte nicht mehr helfen.

8. Freiheit und Feiertag für alle

Zwei Kulturen in einer Volksgruppe, unzählige im ganzen Land: Surinam hat den Platz dafür, oder es schafft ihn. Lässt jedem seine Freiheit und auch seinen Feiertag. Die Kreolen gedenken am 1. Juli, „Keti Koti Dei“, der Abschaffung der Sklaverei; fast 100.000 Hindus feiern das Lichterfest Divali; 66.000 Moslems das Zuckerfest zum Abschluss des Fastenmonats Ramadan; die Chinesen ihren Neujahrstag, und weil die Indianer kein eigenes Fest hatten, erfanden sie „blank holiday“ – den „Tag der Einheimischen“. Jeder feiert zudem den vermeintlichen Tag, an dem die ersten Vorväter in Surinam vor Anker gingen; das ganze Land, zur Hälfte christlich, hat frei an den christlichen Oster- und Weihnachtstagen und feiert, wenn man schon einmal dabei ist, in schöner Eintracht auch den Tag der Arbeit und Srefidensi, den Unabhängigkeitstag.

Im Nachbarhaus feiern sie an diesem Tag das Zuckerfest. Alle Verwandten sind eingeladen: Hindustaner, ein paar hübsche Javanerinnen, die all das köstliche Curry nicht probieren mögen und auch nicht das selbstgemachte Ingwer-Bier ohne Alkohol: die Figur! Auch die Pensionsgäste dürfen kosten kommen: eine Deutsche, die mit einem surinamischen Chinesen verheiratet ist, ein junger Mulatte mit seinem schwarzen Cousin, der

als Abkömmling einer Sklavenfamilie nach einem alten Gesetz noch heute Land in Surinam besitzt, nach langen Jahren in den Niederlanden nun aber in Italien lebt. Hausherrin Lydia, eine herzliche Frau mit indischen Wurzeln, hat tagelang gekocht, nun gibt ihr Mann den perfekten Gastherrn. Wo er eigentlich herkomme, wird er gefragt. Und es beginnt eine umständliche Geschichte von Juden, Indianern, Kreolen, Weißen, freigekauften Sklaven... Juden, José? Ach, sagt er, die Muslimin in der Familie, das sei seine Frau. „Aber fasten tue ich.“

Auch jüdische Feste haben ihren Platz im Kalender Surinams; die ersten Juden kamen nach der Inquisition 1664 in Portugal über Brasilien nach Surinam, Jahrhunderte später gefolgt von Flüchtlingen aus den nationalsozialistisch besetzten Ländern Belgien und Holland. Doch die Gemeinde ist klein geworden mit den Jahren: „Jodensavanne“, ein zu Kolonialzeiten blühendes Dorf reicher jüdischer Pflanzler, ist nur noch an überwucherten Ruinen zu erkennen und auch das nur, wenn man es weiß. Kleinere Synagogen in der kolonial geprägten Altstadt von Paramaribo sind mittlerweile umgenutzt zu Bürgerzentren – in einer residiert ein Internetcafé. Lebendiger Beweis der noch bestehenden jüdischen Bevölkerung des Landes ist die Synagoge an der Zwartehovenbrugstraat – ein prachtvoller weißer Holzbau in direkter Nachbarschaft zu einer ebenso prächtigen Moschee. Surinamer zeigen dieses Gebäudepärchen gern, das da Seite an Seite steht wie ein Symbol für die Multikulturalität, Weltoffenheit und Toleranz ihres Landes. Nüchterne Hauptstädter aber verweisen dann gern auf die Fakten: Als der Neubau einer Synagoge anstand, sei in der engen Innenstadt kein anderer Platz frei gewesen als der direkt neben dem islamischen Gotteshaus.

Vor ein paar Tagen haben die Hindustaner Divali gefeiert, Lichterfest, sie stellten Kerzen in ihre Fenster und zogen singend durch die Straßen. Expräsident Lachmon auf seinem steinernen Sockel trägt noch die bunte Blumenkette, und nun knien verschleierte Frauen zu seinen Füßen auf dem Unabhängigkeitsplatz, und die Moslems beten: „Allahu akbar.“ Auch die Javaner feiern Zuckerfest. Es ist erst acht Uhr morgens, aber die Sonne brennt auf die feingekleideten Menschen nieder, die sich mit Schirmen schützen, auf denen „Parbo Bier“ steht oder der Name einer Partei. Quer über die Wiese spannt sich ein Transparent: „Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“ Die Frauen tragen Weiß, und aus den Lautsprechern dringt knarzend die Stimme des Vorbeters: „Dankt Gott, dass wir in diesem geliebten und schönen Land gemeinsam leben dürfen.“ Er spricht Arabisch und sagt, das Land sei gesegnet, weil der Islam auf der ganzen Welt mit Aggression in Verbindung gebracht werde, nur hier, in Surinam, sei alles friedlich. In der Zeitung steht an diesem Tag ein Bericht über das Divali-Fest – eingerahmt von Anzeigen, in denen Unternehmen und Vereine zum Zuckerfest

gratulieren. „Ein anständiger Betrieb“, sagt Iwan Brawe, Wirtschaftsredakteur der Tageszeitung „De ware Tijd“, „schaltet für alle Anlässe Anzeigen.“

Ein paar Tage später trifft sich die javanische Bevölkerung Surinams erneut: diesmal in ihrem Kulturzentrum im Stadtteil Blauwgrond, sie kommen zu Hunderten, das Fernsehen ist auch da. Gegeben wird Djarang Kepang: ein Ritual, das mit schönen Tänzen beginnt und mit bösem Erwachen endet. Dazwischen essen Männer in Trance, die glauben, Pferde und Affen zu sein, Gras und brechen Kokosnüsse mit den Zähnen auf – eine archaische Tradition. Das Publikum johlt oder sitzt atemlos im Trommelfeuer der Musikanten. Und Tom Radji filmt. Tom, der einmal Fischverkäufer war, ist stolz, weil sein Sender der erste und einzige javanische Sender ist im Land. „Jeder hat hier seine eigene Radio- und TV-Station; es kann doch nicht sein, dass wir keine haben!“ Aber trennt das nicht wieder die Völker: jeder sein Fest, jeder sein Fernsehen? „Ach was“, Tom winkt ab und wird ein bisschen ärgerlich: „Die Alten, die mit dem Niederländischen so ihre Probleme haben, werden informiert, und die Jungen lernen durch uns wieder ihre eigene Sprache und Kultur.“ Die eigene Sprache... Tom meint nicht Niederländisch und auch nicht das Sranan Tongo.

9. Arm und schön: die Javaner

Am Tag vor dem Unabhängigkeitsfest melden die Zeitungen: Die Javaner haben den Platz der drittstärksten Bevölkerungsgruppe Surinams an die Marrons knapp verloren, zählen derzeit etwas unter 72.000. Über 30.000 von ihnen waren um die vorletzte Jahrhundertwende nach Surinam gekommen, die letzten noch 1940, weil die niederländischen Kolonialherren, die ihre Arbeitskräfte bis dahin vor allem aus Britisch-Indien bezogen, sich unabhängiger machen wollten von den Briten. Zehntausend Javaner aber traten recht bald die Rückreise in die Heimat an, als sie bemerkten, wie wenig Milch und Honig floss im angeblichen gelobten Land und wie wenig willkommen sie den bereits in Surinam Lebenden waren. Unter denen, die blieben und sich in zweiter Generation zunehmend anpassten, ist die große Mehrheit muslimischen Glaubens – Kopftücher aber sind im Straßenbild selten und meist den schwarzen Boslandfrauen in ihren Trachten vorbehalten. Die Meisten sind beschäftigt im Landbau, in technischen Berufen oder in der Verwaltung. Das Viertel „Blauwgrond“ im Osten der Hauptstadt ist ein Stück Indonesien in Südamerika. Hier leben vor allem Nachkommen der javanischen Immigranten, haben ihre eigenen Märkte, Kulturzentren, Friedhöfe und Moscheen. Etwas außerhalb der Stadt, im Distrikt Commewijne jenseits des Suriname-Riviers, leben ebenfalls vor allem Familien indonesischer Abstam-

mung, in meist ärmlichen Verhältnissen, Seite an Seite mit ein paar wenigen „boeroe’s“: Weißen niederländischen Ursprungs, die im 19. Jahrhundert in Surinam neuen Reichtum suchten und im Auftrag der Regierung auch suchen sollten. Aber die „boeroe’s“ fanden nur mehr unfruchtbar gewordenes Ackerland, folglich Armut und bis heute keine Akzeptanz. Weiß und Weiß ist also auch nicht dasselbe. So wie Arm und Arm auch nicht.

10. Arm und arm ist nicht dasselbe

Frank Ramada sitzt in einem der wenigen kreolischen Restaurants am Flussufer Paramaribos, es gab Reis und Fisch mit fremd schmeckenden Gemüsen, und er empört sich über die Journalisten aus Europa mit ihrem arroganten Blick: „Wir sind nicht arm!“, sagt Frank, er meint, die Leute empfinden das einfach anders. „Sie wohnen in heruntergekommenen Hütten, ja, aber sie wollen es nicht anders. Der Wald ist ihr Zuhause, und sie sind damit zufrieden, zufrieden, verstehst du – sie haben einfach keine Ambitionen!“ Gleich wird er auch noch sagen, der Surinamer wolle einfach nicht arbeiten, der kreolische zumal, und in diesem Moment parkt Alwin neben den Plastikstühlen des Lokals. Alwin ist Hindustaner, er fährt ein nagelneues Auto und hat nur das Wort „arm“ gehört. „Was?“, lispelt er durch seine Zahnlücken, „wir sind stinkreich! Guck dir das Auto an, das ich da habe, guck Dir die abertausend Autos an, es kommt doch darauf an, was du willst!“ Alwin, sagt Frank später, wohne in einer dieser schiefen Holzhütten, in die die Weißen vor 150 Jahren ihre freigelassenen Sklaven pferchten.

Das Holz in den Jahrhunderten verwittert und ergraut, die Wände wind-schief, baufällig, undicht. Tausende wohnen so in Surinam, in Häusern, die diesen Namen nicht mehr verdienen. Im Stadtteil Frimangron – im 18. Jahrhundert errichtet für Sklaven, die in den Dschungeltruppen auf die Jagd gehen mussten auf ihre eigenen Leute, und später Wohnviertel für die Freigelassenen – leben die Menschen bis heute in denselben Hütten, so pittoresk in ihrer Armut, dass es für Touristen spezielle Rundwanderungen gibt. Hinter leeren Fensterhöhlen wehen zerrissene Gardinen, in kargen Vorgärten spielen nackte Kinder. Und doch: steht vor beinahe jedem Haus ein Auto. Der weiße Lack überstrahlt den Zahn der Zeit, der an den Hütten dahinter nagt; hier parkt der Stolz der Bewohner und ihr ganzer Besitz. Über 100.000 Pkw kommen in Surinam auf weniger als fünfmal so viele Einwohner, viele von ihnen teure Geländewagen mit Klimaanlage. Ein Statussymbol. Und doch hat jemand gesagt, es gebe in Surinam einfach keinen Neid, denn Armut komme in allen Bevölkerungsgruppen vor.

Die Abendsonne hängt rosa über der Altstadt von Paramaribo und legt über die abblätternde Farbe an den kolonialen Holzhäusern gnädige Schatten. Von der Markthalle her riecht es nach Fisch, auf den Motorhauben ihrer Lieferwagen bieten Händler das letzte Gemüse des Tages feil. Und Verré rennt. Drängt sich durch den dichten Verkehr, ignoriert das Hupen der bunt bemalten Busse und die Pfiffe der Hafenarbeiter. Verré trainiert für den Marathon, den sie am Unabhängigkeitstag veranstalten, aber heute läuft sie zu schnell. Die junge Mutter ärgert sich, sie ist wütend: Da hat doch eben wieder jemand gesagt, die Schwarzen in Surinam würden benachteiligt. Verré ist halbe Chinesin, aber von ihren Vorvätern erbte sie auch kaffeebraune Haut und sagt: „Wenn hier jemand benachteiligt ist, dann durch eigene Schuld! Wir können den Hindustanern nicht vorwerfen, dass sie es schlauer angehen. Die arbeiten einfach hart, um Geld zu verdienen, das liegt in ihrer Kultur.“ Verré umkurvt ein Fahrrad und atmet schwer. „Aber ein Kreole, wenn er denn Geld verdient, der muss es ausgeben, ausgeben, ausgeben und zwar so, dass es jeder sieht.“ Wahrscheinlich, glaubt die 30-Jährige, habe das noch mit der Sklaverei zu tun: „Die Menschen haben so hart gearbeitet, dass sie bis heute diese Haltung haben – ich geh’s jetzt endlich mal ruhig an.“

11. Bitte lächeln: die Chinesen

Die ersten Chinesen kamen aus Java (Niederländisch-Indien) und der britischen Kolonie Hongkong nach Surinam. Das war noch vor dem Ende der Sklaverei und der Beginn eines Stroms, der bis heute andauert. Viele heirateten surinamische schwarze Frauen und blieben – was in der Gegenwart an der Vielzahl Kreolen mit chinesischen Nachnamen erkennbar bleibt. Bis heute reisen immer weitere Chinesen aus Südchina, meist Kantonchinesen, ein, die in Südamerika ein bescheidenes Auskommen suchen – oder es als Sprungbrett in die Vereinigten Staaten nutzen. Die meisten der heute fast 9.000 surinamischen Bürger aus dem Reich der Mitte haben sich nach Ablauf der Vertragszeit als Landarbeiter auf den Handel verlegt: Sie betreiben, meist allerdings als Mieter in Häusern reicher Hindustaner und ähnlich geschäftstüchtig wie die libanesischen Textilhändler, die meisten Supermärkte, Restaurants, mittlerweile auch Casinos. Den Stand ihrer Integration zu beurteilen, fällt schwer: Zwar hatte Paramaribo nie eine in sich geschlossene Chinatown und mischen sich die Chinesen spätestens in dritter und vierter Generation mühelos mit der übrigen Bevölkerung – viele der Älteren beherrschen aber nach wie vor kein Niederländisch und das Sranan Tongo nur gebrochen. Viel wissen auch ihre Mitbürger nicht über die surinamischen

Chinesen: „Sie sind gut auf der Höhe über die bekannten chinesischen Gerichte in den Restaurants“, schreibt der Journalist Benjamin Mitrasingh in einem Artikel über 152 Jahre chinesischer Integration im Oktober 2005. Außerdem fallen ihm noch kandierte Früchte ein und das beliebte, riesige Feuerwerk zu Silvester: chinesisch.

Um die Ecke sind zwei Fleischer, einer verkauft Schweinefleisch, den islamischen Halaal gibt's gleich nebenan, und der Bäcker wirbt für Weihnachtsgebäck. Das ist normal in Surinam. Noch ein Haus weiter sitzt der chinesische Händler zwischen holländischer Milch und spanischem Kaffee hinter seiner Kasse und isst Nudelsuppe mit Stäbchen. Das ist noch normaler. An jeder Ecke steht ein chinesischer Supermarkt, jedes Lebensmittelgeschäft ist in der Hand des Fernen Ostens, und in den Straßen dazwischen haben weitere rund um die Uhr geöffnet, dass man sich fragen muss: Wie können die nur alle davon leben? Sie können, weil die ganze Familie hier arbeitet, Frauen, auch schon die Kinder, die Chinesen leben in ihren Ländern. Oder sie arbeiten im Straßenbau. Das ist ein Vorurteil, aber eines, das stimmt, wie auch das von der typischen chinesischen Freundlichkeit. „Guten Tag“, sagt der Mann hinter der Kasse und lächelt, „guten Tag“, sagt er und lächelt, wenn der Kunde bezahlt, und noch mal, wenn er wieder geht. Die Chinesen in Surinam sind nett, und sie haben einen Supermarkt.

Die Chinesen in Surinam, sagt Roy Tjin, verstehen sich nicht. Es gebe da nämlich die Hongkong-Chinesen und die Mandarin-Chinesen, die hätten kein Verständnis füreinander und auch in der Fremde reinweg gar nichts miteinander zu tun. Roys Vater kam als Bauernsohn nach Südamerika, er habe sich hochgearbeitet, sagt sein Sohn, und Geld verdient. Für Roy, Fotograf und Autor eines beliebten Reiseführers durch sein Heimatland, ist das der typische Lauf der chinesischen Dinge im Land: Die erste Generation verdient das erste Geld, die zweite lässt sich ausbilden, in der dritten gibt es die ersten Akademiker. Deshalb habe Surinam Sorge, dass die Chinesen mittelfristig „alles hier übernehmen“.

Aber Roy sagt, einig seien sich die Chinesen von Surinam nur darin, kein einig Volk zu sein mit dem Rest der Bevölkerung. Viele haben eine Menge Geld bezahlt, um hierher kommen zu können, sie haben eine straffe Organisation, sagt er, sie helfen einander, irgendjemand hat einmal etwas von mafïösen Strukturen gesagt. Jedenfalls fällt auf: Es fällt niemand durchs Netz. Und auf die, die immer noch nachkommen, warten eigene Schulen, eigene Zeitungen, ein eigenes Radio. Der Chinese arbeitet hart, und hart arbeitende Menschen hat das Land nötig. Nur ist das wieder zum Schaden der Integration: „Früher“, sagt Roy, „waren die Chinesen besser integriert.“ Jetzt aber seien sie „zuviel mit sich selbst beschäftigt“ – und deshalb nicht wirklich Teil der Gesellschaft.

12. Die Mischung macht's – oder nicht?

Multikulti mag ein Reichtum sein in diesem Land, aber es bleibt ein Rätsel. „Wir essen hier alle von einem Teller“, hat eine indische Fahrradverleiherin gesagt, aber sie sah nicht glücklich aus dabei. Manchmal, sagte sie, sei es anstrengend, dieses Sich-Verstehen-Müssen mit allen anderen, sei es verkrampft, das Einig-Vaterland-Gefühl. Aber was bleibt den Menschen schon übrig? „Wenn Du im Wasser lebst“, wird der ehemalige Staatspräsident Jaggernath Lachmon zitiert, „solltest du keine Feindschaft haben mit dem Krokodil.“

Ach, sagt Sirano Zalman, der Künstler, unser Vielvölkerstaat, das ist doch gemütlich. „De mensen staan er niet bij stil“, sagt er, was ein klarer Satz ist und vielleicht so zu übersetzen: Die Menschen machen sich gar keine Gedanken darüber. Multikulti ist kein Thema. „Die Nachbarn fragen nicht danach, die Kinder fragen nicht, die ganze Fragestellung gibt es nicht.“ Sirano Zalman mit seiner Niederlande-Erfahrung findet, es sei sehr europäisch, überhaupt solche Fragen zu stellen: Funktioniert bei euch die Integration? Kulturunterschiede, sagt Sirano, gebe es anderswo doch auch, in Surinam fielen sie nur mehr auf, schon wegen der Hautfarben. „Wir sind ethnisch anders, aber wir reden nicht darüber.“ Und eine „tiefere Aversion“ gebe es auch nicht. Keine Rede von Vorurteilen, Vorbehalten, Diskriminierung. Vielleicht aber kann dieser Sirano auch nicht anders, denn er spiegelt seine Heimat in seiner eigenen Familie: Mit seiner Frau, einer Mulattin, hat der Reiseveranstalter zwei Kinder – eines tiefschwarz, das andere so blond und blauäugig, wie man mit niederländischen Großeltern nur sein kann.

Doch irgendwann zwischen Satéspießen und Kaffee kippt das Gespräch, es ist kaum zu spüren, und Sirano selbst merkt es nicht einmal: Es passiert, als er von ein paar kulturellen Unterschieden redet und davon, dass die Leute zu Hause ihre eigene Kultur sehr wohl behalten und pflegen. „Die Menschen haben nun einmal eine eigene Volksart, ihre eigenen Werte, die andere wiederum nicht akzeptabel finden.“ Zum Beispiel? Die Hindustaner seien sparsam, legten Wert auf Familie, „diese Werte haben die Kreolen weniger“. Dafür seien die Bosneger stolzer als die Stadneger. Beide aber gesellig. Die Gedanken wandern ins eigene Reisebüro, wo der Chef in den nächsten Tag ein paar Jobs zu vergeben hat. Wie soll er die Bewerber verteilen? Die Muslimin wird fünfmal am Tag beten wollen, bloß wo? Die Javanerin setzt er besser ins Büro, da ist sie effizienter, schon weil die Javaner so schüchtern sind; dafür macht er den Kreolen zum Reiseleiter, „diese Leute sind einfach offener und freundlicher“.

Sirano Zalman stockt, als er zu spät bemerkt, welche Wendung seine eigene Rede genommen hat: „Sieht das jetzt aus, als ob ich doch ethnisch denke?“

Ich suche doch nur nach Werten, typischen Eigenarten. Wahrscheinlich ist das doch eine ethnische Brille, und das wäre falsch.“ Sirano schweigt, er rührt in seinem Kaffee. „Weißt Du, ich bin ein Liebhaber meines Landes.“

Surinam sei ein großer Baum, sagt der Parlamentsvorsitzende Paul Somohardjo zu Srefidensi, dem Unabhängigkeitstag, bei einem Empfang. Die Äste dieses Baumes symbolisierten die verschiedenen Bevölkerungsgruppen. Aber: Surinam fehlt noch die Zusammengehörigkeit, stand am Tag zuvor in „De ware Tijd“. Der das sagt, ist Johan Ferrier, er war einst der erste Präsident des jungen Staates (und ist Vater der Autorin Cynthia McLeod). Als Einzelner schaffst du es nie. Leg die Unterschiede in den Auffassungen zur Seite, höre dem anderen zu und finde seine guten Argumente, genauso wie er versuchen muss, deine guten Argumente zu finden, um das gemeinsame Ziel zu erreichen.(...) Das Ideal ist, die Dinge zusammen zu tun. Nicht als Einzelner, nicht um deinetwegen, sondern wegen des Anderen, der neben dir steht und der auch weiterkommen muss. Es ist ein Appell aus sicherer Entfernung an seine Landsleute, die seine Landsleute nicht mehr sind: Johan Ferrier, inzwischen 95, lebt längst in den Niederlanden.

Am selben Tag schreibt die Redaktion in einem Leitartikel: 30 Jahre nach der Unabhängigkeit ist Surinam noch immer eine Hand mit fünf Fingern, die keine Faust machen können. Es gibt kein Mittel, das uns verbindet.

Hätte Tessa Leuwsha dem Gespräch mit ihrem Mann Sirano gelauscht, sie würde ihren Mann jetzt wieder typisch finden. Typisch surinamisch. Die Schriftstellerin beobachtet ihr Land lang genug, sieht lang genug zu, wie die Völker sich mischen. „Es kommt, es kommt“, sagt sie; es klingt beruhigend. Aber Tessa sieht auch: Es wird noch ein wenig dauern. „Die Leute haben das Bedürfnis gar nicht, sich auf die anderen einzulassen. Die sind alle bloß so tolerant, weil sie gar nicht miteinander umgehen müssen.“ Tessa sagt, das habe etwas mit dem Platz zu tun, dem Raum, den jede Bevölkerungsgruppe in Surinam habe, um sich selbst auszuleben. Letztlich, sagt sie, kann doch jeder in seinem Kulturkreis sitzen bleiben und dort wieder neue Menschen kennen lernen aus demselben Kulturkreis. „Und dann teilen sie wieder ihre Vorurteile, von denen sie ja wirklich glauben, dass sie stimmen!“

Im Gegensatz etwa zu Guyana oder Trinidad, schreibt James Ramlall am Unabhängigkeitstag in der Zeitung, hat man es in Surinam nie als Bedrohung empfunden, wenn eine bestimmte ethnische Gruppe sich kulturell manifestieren wollte. Denn alle ethnischen Gruppen, die mit speziellen kulturellen Eigenarten an die Öffentlichkeit traten, haben das immer im Namen Surinams getan. Ramlall, dessen Beitrag zwischen großflächigen Glückwunschanzeigen von Banken, Fluggesellschaften und Mode-Boutiquen („Wan Switi Srefidensi!“) abgedruckt wird, war vor seiner Pensionierung einer der führenden Köpfe im kulturellen Surinam. Er setzte sich ein für die

Förderung von Kulturvereinen und sagt heute: Solche Kulturpolitik wurde gerade ein Instrument, um die Einheit und Zusammengehörigkeit der Surinamer zu akzentuieren und zu unterstreichen. Wer das Kulturgut der Einzelnen fördert, fördert eine gemeinsame, nationale Kultur. Weg, fordert Ramlall, weg von jedweder Polarisierung.

Tief im Busch ist Jesus schwarz. Die Kinder der Sonntagsschule auf Jaw-Jaw, einem Dorf der schwarzen Samaraccaner, haben ihm im Religionsunterricht das Gesicht angemalt. Sie haben noch andere Plakate an der Wand hängen: Ein blondes Kind hält ein schwarzes im Arm. Titel: „Jeder ist gleich wichtig.“ Oder die Werbung der Gesundheitsfürsorge: Da spielen weiße Kinder und schwarze und solche mit Mandelaugen auf einem einzigen Bild. Das ist Surinam.

Surinam ist auch, dass am Abend vor einer Touristenkneipe die Band L'Creme spielt: ein Javaner am Keyboard, an den Mikrofonen eine Inderin und ein Kreole.

Surinam ist, dass die Schüler der Mittelschulen zum Unabhängigkeitstag vor dem Präsidentenpalast von Paramaribo in grünen, weißen, roten und gelben Kostümen eine riesige Menschenflagge formen. Und dass der Teenager Nathalie Mossel hinterher wieder ihren Sari anzieht, sich stolz neben ihre schwarze Freundin Ydliz stellt und sagt: „Ich bin ein echter Surinamer. Ein Mix verschiedener Rassen, und das macht Surinam so einzigartig, dass wir das alles haben in einem Schmelztiegel. Es gehört uns und wir müssen es pflegen, dann werden wir weiter vorangehen.“

Surinam ist, dass unter den Zuschauern der Schüler-Schau vier Kinder nebeneinander im Gras sitzen: ein schwarzes, ein chinesisches, ein indisches, ein weißes. Surinam ist, dass bei Puppenspielen im TV die Figuren genauso verschiedenfarbige Gesichter haben. Und auch die Kulisse ist bunt. Am Vorabend des Unabhängigkeitstages läuft vor einem solchen Meer aus Farben mal wieder eine Satire. Die surinamischen Sender lieben die Satire. „Die Niederländer“, sagt ein Kabarettist, „haben in Surinam alle Nationalitäten zusammengestopft. Aber zu Hause können sie damit selbst nicht umgehen.“

„Zusammenleben tust du so“ heißt das Projekt einer niederländischen Stiftung, die im Herbst 2005 eine Gruppe Jugendlicher nach Paramaribo bringt, um mehr über multikulturelle Verständigung zu lernen. „Wir haben gemerkt, dass es in Surinam ziemlich gut geht zwischen den verschiedenen Kulturen“, sagt später die Schülerin Naomi van Rossum. „Hier bist du Surinamer, kein Javaner oder Hindustaner. In den Niederlanden hat man jetzt so viel Spannungen zwischen Bevölkerungsgruppen. Ich finde“, sagt Naomi, „dass das in Surinam viel besser geht als zu Hause.“ Mitschüler Romaine Pufflijk ergänzt: „In den Niederlanden haben wir vielleicht viel mehr mate-

rielle Dinge, aber wir haben hier gelernt, mehr Respekt voreinander zu haben und vor der Kultur des anderen.“

13. Alle fremd, jeder ein Surinamer

Iwan Brawe hat einen vollen Terminkalender, der Mann ist Journalist, eben Vater geworden und macht gerade Karriere, aber nach langem Telefonieren kommt er doch. Und jetzt sitzt er da und benimmt sich surinamisch: Er hat keine Zeit, aber viel Zeit zum Reden. Wo geboren, er hatte eine niederländische Kindheit, eine niederländische Jugend und immer blonde Freundinnen – und dann kam er nach Surinam, heiratete eine Frau, die noch schwärzer ist als er und wurde glücklich. „Ich hatte den Glauben an das multikulturelle Zusammenleben in den Niederlanden verloren.“ Irgendwann war es ihm aufgefallen, dass ihm etwas die Kehle zuschnürte in Europa, da war dieses Gefühl: „Schwarze gehören nicht dazu.“ Plötzlich fühlte er eine Diskriminierung, die vorher nicht da gewesen war, und er ertrug sie nicht mehr: „Dieses Wir – Sie.“ Brawe bemerkte, dass keine Unterschiede mehr gemacht wurden unter den „Allochtonen“, wie die Niederländer ihre Ausländer nennen, jeder Fremde schien ihnen gleich fremd. „Apartheid“, sagt Iwan, „ist das berühmteste holländische Wort, aber das gibt ja keiner zu.“ Und eine Diskussion sei nicht mehr möglich gewesen. Also beschloss der junge Mann, der in den Niederlanden sein Leben lang nur unter Weißen verkehrt hatte, seine Sachen zu packen und in sein „Geburtsland“ zu ziehen, um ein vollwertiger Bürger zu werden. „Es hat ja keiner geglaubt, dass ich es hier länger aushalte als ein halbes Jahr. Aber wenn du dich nicht mehr zu Hause fühlst, dann musst du woanders hin, und nun sind zehn Jahre daraus geworden. Und fast habe ich vergessen, was das ist: ein Minderwertigkeitskomplex.“

Bei seinen neuen Landsleuten sieht er ihn wohl, er glaubt, dieses Gefühl der Unterlegenheit gegenüber dem Westen sei ein Bindeglied der surinamischen Gesellschaft. Er selbst aber fühlt sich in Surinam nicht mehr „überspült“, sagt er: „Ich bin Iwan Brawe, und damit habe ich hier ein sehr gutes Gefühl.“ Niemand sei in diesem Land ein Übermensch, niemand müsse größer, mächtiger, wissender und damit arroganter sein als der andere. „Ein Vorbild“, sagt der Wirtschaftsredakteur. Ob das Zufall ist, dass er da so empfindet, diese Euphorie? „Alles ist Zufall, aber es ist unser Zufall.“ Und noch etwas: „Weißt Du, hierher sind alle mit dem Boot gekommen, Sklaven genau so wie ihre -treiber.“ Iwan glaubt, dass sich die Gesellschaft rasant entwickle, immer weiter weg von der Kolonialzeit, allerdings auch immer weiter weg von den westlichen Einflüssen. „Unser National-

gefühl wächst in dem Maße, in dem wir uns abgrenzen von Europa.“ Und von den eigenen Verhaltensmustern im Ausland: „In den Niederlanden suchen sich die schwarzen Jungen weiße Mädchen, um dazuzugehören. Dann kommen sie nach Surinam, und auf einmal sind sie frei.“ Es ist seine, Iwan Brawes, Geschichte.

Schwarze Jungen, weiße Mädchen: Auch Kontaktanzeigen in den surinamischen Zeitungen sind ein Indikator für den Stand der Integration und ihre Grenzen. Da sucht ein alleinstehender 45-Jähriger „am liebsten eine Javanerin oder Indianerin“; ein Kreole sucht eine Kreolin; ein „reicher Hindustaner“ bietet sich selbst; ein anderer hätte gern eine Weiße oder allerhöchstens „Mix“; ein Moslem möchte eine Inderin; eine alleinstehende Mutter bevorzugt ebenfalls Weiß. Der Suchende beschreibt sich und das Ziel seiner Wünsche nach ethnischen Kriterien. Oder auch nicht: „Alter und Rasse unwichtig“. Die Tageszeitung „Dagblad Suriname“ legt täglich einen Foto-streifen über den Kopf einer jeder Seite: aneinandergereihte Porträtbilder von Inheemsen, Hindustanern, Kreolen, Javanern, Chinesen, Weißen, „blanke“ oder „bakra`s“ genannt – Gesichter Surinams.

Übrigens sind auch die Todesanzeigen ein Bilderbogen der Kulturen. An einem Freitag wird, jeweils mit vielsagenden Fotos schwarzer, brauner, mandeläugiger Menschen, vermeldet: das Ableben von Soebadra Soekrawatie Soechitram, Gattin des Krisnadath Gadjradj. Der Tod der Mireille Asha Mankupranata, genannt Mimi. Der tödliche Unfall des Jason Howard Sion. Der Beerdigungstermin für Antoinette Johanna Paulina Best, für Johan Julius Wijnaldum, für Soebhaschandrebos Rattan und Belliot Iwan Stanley.

Die Marathonläuferin Verré biegt in die Straße ein, wo in den prunkvollen Stadtvillen der reichen Pflanze heute Reisebüros und Fluggesellschaften ihre Ladenlokale haben. Sie ist kaum mehr einzuholen, sie läuft immer schneller und redet auch so: „Jeder hier in Surinam ist doch immer noch auf der Suche nach seinen Wurzeln. Die Hindustaner sind noch immer stark mit Indien verbunden. Die Javaner hängen an Indonesien. Sie suchen ihre Kultur, ihre Ursprünge bis heute dort. Und auch die Kreolen schauen nach Afrika. Nach all den Jahrhunderten! Aber da gibt es doch überhaupt keine Verbindung mehr! Ein surinamischer Kreole würde in Ghana schlicht als Ausländer betrachtet. Das ist eine andere Kultur!“

Es riecht nach der Hitze des Tages in der Hauptstadt, der Staub der Straße legt sich schwer auf die Lunge, aber Verré ist nicht aufzuhalten. „Die Menschen müssen aufhören, ihre Ursprünge im Ausland zu suchen, sie müssen endlich lernen: Wir sind Surinamer! Sie haben doch einen Namen, sie haben ein Land, und das ist Surinam. Sie haben ihr Volk hier!“ Und noch was: „Sie müssen sich bewusst werden, dass ihre Vorfahren ganz schön hart dafür gearbeitet haben, dass sie es hier gut haben.“ Verré ist jetzt richtig böse,

der Zorn fährt ihr in die Beine, und an der nächsten Ecke sprintet sie davon und verschwindet. Es ist, als würde es ihr nachhallen: ein Name, ein Land, ein Volk.

Wahrscheinlich ist das der wesentliche Unterschied zu anderen Einwanderungsländern der Welt – es gibt in Surinam keine Mehrheit, die von sich behaupten könnte: Wir sind die „echten“ Surinamer; wir waren zuerst da. Hier sind alle Fremde. Oder eben: alle Surinamer. Das ist ihr Bindemittel.

Den Surinamer, sagt Wilfried Roseval, gebe es überhaupt erst seit der Unabhängigkeit. Aber das wirkliche Zusammenwachsen der ethnischen Gruppen „läuft nur sehr, sehr langsam“. Roseval, von dem seine Familie sagt, er sei der Schwärzeste aller Schwarzen, hat dazu eine interessante These: Das Ganze habe mit Macht zu tun. „Die Politik will gar nicht, dass alle einig werden. Halte sie auseinander, dann kannst du sie besser beherrschen.“ Der Mann, eigentlich Professor an der Universität von Paramaribo, ist selbst Politiker. Und war nach den Wahlen 2005 kurzzeitig für den Posten des Vizepräsidenten im Gespräch. „Integration“, sagt Roseval, „ist ein schönes Wort. Sie ist aber abhängig vom tatsächlichen Erleben der Menschen.“ Wissenschaftlich, natürlich, finde Integration in Surinam statt. Die Realität aber sei: Wenn die Korruption nicht zurückgehe und jeder seine Familie zu Mitarbeitern mache, dann trenne das auch die Menschen wieder. Und wenn da doch ein Prozess des Zusammenwachsens stattfinde, „dann wird er nicht gesteuert durch die Obrigkeit“. Roseval denkt an die Schulhöfe, auf denen die Kinder der Einwanderer immer selbstverständlicher miteinander umgehen, aber vielleicht denkt er auch an sein eigenes Leben: Nach erster Ehe mit einer weißen Niederländerin ist er nun mit einer Javanerin verheiratet. Später spricht er von der Kraft der Kulturunterschiede, von den Chancen, die Surinam sich damit auf internationalem Parkett verschaffe. Aber: „Das Wir-Gefühl darf nicht nur Fassade sein.“

„In 100 Jahren“, schrieb die Autorin Cynthia McLeod in ihrem Roman „Vaarwel Merodia“, „weiß niemand mehr, dass Hautfarbe und Rasse jemals ein Problem gewesen sind. Denn in 100 Jahren besteht die surinamische Bevölkerung aus Menschen, die alle Rassen der Welt in sich vereinen. Alle Rassen der Welt in einem einzigen Volk. Ein prächtiges Volk.“ Die Geschichte, die so endet, spielt im ausgehenden 19. Jahrhundert.

Der Boslandkreole Isaak sitzt im Sonnenuntergang bei einer Literflasche Bier. Wir plaudern über die multikulturelle Gesellschaft in Surinam. „Ach die“, sagt der Alte, „die funktioniert erst wirklich, wenn sie keiner mehr bemerkt.“

Ein Jahrhundert war noch nicht genug.